

SCHERER GEORG, *Der Tod als Frage an die Freiheit*. (Thesen und Argumente, 2.) (216.) Fredebeul & Koenen, Essen 1971. Kart. lam. DM 16.80.

Mit philosophischen Argumenten unternimmt es Vf., den Angriffen der marxistischen Ideologie gegen Gott und Unsterblichkeit zu begegnen. Da die Einwände gegen den Unsterblichkeitsglauben vom Anliegen der Befreiung des Menschen erhoben werden, will Vf. zeigen, daß gerade diese Freiheit am Tode eine absolute Schranke erfährt. Sch. bringt zuerst die Einwände der Gegner, beginnend mit L. Feuerbach, der die ganze marxistische Beweisführung inspirierte. Nach F. hängt der Glaube an einen persönlichen Gott mit dem Glauben an die menschliche Unsterblichkeit untrennbar zusammen. Nach ihm ist aber der persönliche Gott des Christentums eine Umschreibung dessen, was sich der Mensch erträumt, nämlich, selbst eine uneingeschränkte, freie Persönlichkeit zu sein. Mit Gott projiziert der Mensch sein eigenes erträumtes Wesen an den Himmel. Damit verrät er zugleich das Diesseits, denn in seinem „Heilsegoismus“ sucht er seine eigene individuelle Glückseligkeit und hört auf, sich für ein Diesseits einzusetzen, das allen Wohl bringt. F. will eine absolute Selbstverwirklichung in Gang bringen, die in eine immer größere Freiheit einmündet. Der Tod des Individuums scheint aber diesem Streben eine unübersteigbare Grenze zu setzen. Darum wechselt F. vom Einzelmenschen hinüber auf die menschliche Gattung und ihre Geschichte, und erklärt, daß der einzelne in ihr eine unendliche Einschränkung erfahre, m. a. W.: F. will den Tag als Einzelschicksal überwinden durch eine ständige Fortentwicklung der gesamten Menschheit. Dadurch, daß der einzelne Mensch in die Menschheitsgeschichte eingeflochten ist und zu ihr beiträgt, finde er seinen Sinn und seine Erfüllung. Der einzelne müsse den Gedanken an eine persönliche Unsterblichkeit endgültig aufgeben; das sei gerade die Bedingung der Möglichkeit der fortschreitenden Vervollkommenung der Gattung.

K. Marx greift diese Thesen Feuerbachs auf, geht aber weiter, indem er an die Stelle des neuen Bewußtseins, das F. verkündet, die revolutionäre Tat setzt. Die Religion ist dabei nur eine Ideologie, der Spiegel einer verkehrten Welt und muß als ein „illusorisches Glück des Volkes“ aufgegeben werden. Das geschieht dadurch, daß man wirklich Glück auf der Erde durchsetzt. Weil die Religion auf ein ewiges Leben und eine künftige Unsterblichkeit hinweist, sei sie nur ein Hindernis für den Menschen für eine im Diesseits zu gewinnende Zukunft. Unsterblichkeit gebe es nur für den Menschen als Gattungswesen. Von daher werde der Tod des einzelnen unproblematisch. Einzelne Vertreter des Marxismus, vor allem E. Bloch

in seinem Werk „Prinzip Hoffnung“, versuchen zu zeigen, daß der einzelne dabei seinen Sinn findet. Aber dieses Unternehmen muß, wie Vf. glaubhaft zeigt, als gescheitert betrachtet werden, selbst dann, wenn man den einzelnen nicht einfach in der Gattung aufgehen läßt, wie z. B. E. Bloch es tut, der auch für ihn einen Sinn zu erringen sucht; dieser zeige sich in erfüllten Augenblicken des Lebens, wo es einen „Kern im Menschen“ gebe, der exterritorial zum Tode ist und von ihm nicht erreicht werden könne. Bevor Sch. mit diesen Sinnkonstruktionen abrechnet, zeigt er im 3. Teil des Buches eine von Gabriel Marcel vorgelegte Lösung auf, die den Menschen auch über den Tod hinweg tragen kann. Diese sieht im Phänomen der mitmenschlichen Liebe in jeder Form eine Hoffnung gegeben, die über den Tod hinaus tragen kann. Jeder echt Liebende bekennt durch die „unbedingte Akzeption“ des Geliebten nicht bloß eine radikale Bejahung des Seins der geliebten Person in diesem Leben, sondern erst recht angesichts des Todes. Wer liebt, will sich mit dem Tod des Geliebten nicht abfinden, er will, daß es mit ihm weitergehe. So ist der Tod der eigentliche Ernstfall, an dem sich die unbedingte Annahme des anderen zu bewähren hat. G. Marcel bekennt: „Lieben heißt sagen: Du sollst nicht untergehen!“ Diese radikale Treue ist eine Manifestation der Hoffnung. Weil sie für jede Liebe gilt und prinzipiell keinen Menschen ausschließt, zeigt sich hier die Solidarität (auf die sich gerade der Marxismus beruft) und nicht ein „Heilsegoismus“. Es offenbart sich ein echtes Füreinandersein von Menschen, wie es gerade im Marxismus nicht gegeben sei. Marx hat ja in seinem „Kommunistischen Manifest“ kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen als das nackte Interesse, die gefühllose, bare Zählung; er hat die offene, unverschämte und dürre Ausbeutung zum Prinzip gemacht. Diese Isolation offenbart sich in der Welt von heute in einer immer mehr um sich greifenden Kontaktlosigkeit, in den zerrütteten Beziehungen zwischen den Generationen und den sich voneinander absondernden gesellschaftlichen Gruppen. Sie enthüllt uns eine Welt des Todes. Sollen aber die Gedanken Marceles wirklich zum Tragen kommen, dann muß die Hoffnung, dieses kleine Lichtlein vor dem Tode, in einem Sein geborgen sein, das selber den Tod nicht kennt, weil es aus der Fülle lebt, und uns zugleich an seinem Leben teilnehmen läßt, weil es uns liebt. So geht unsere Liebe zueinander über in die Liebe dieses wesenhaft Lebenden, den wir Gott nennen. Es sei festgestellt, daß die Beweisführung bewußt im Philosophischen stehen bleibt, sosehr sich aus dem Christusereignis der Auferstehung die theologische Argumentation anbieten würde.

Aber tut sich hier nicht wieder eine Illusion auf? Marcel verweist auf die allgemein menschlichen Erfahrungen, die ernst genommen werden müssen, weil sich in ihnen das Sein selbst kundtut, sofern überhaupt in ihm ein Sinn gegeben ist. Allerdings müsse zugegeben werden, daß der Tod für uns immer seine Verhülltheit bewahren wird. Aber das gehört eigentlich zur Hoffnung, daß man über sie nicht verfügen, sondern sich ihr nur anvertrauen kann. Der Liebende und zugleich Hoffende vertraut sich angesichts der Nichtung des Todes dem wesenhaft Lebendigen und der Ur Liebe an. In dieser Haltung geht auch die Freiheit nicht unter, sondern wird zur höchsten Entfaltung aufgerufen.

Im 4. Teil untersucht Vf. die Frage, in wie weit man überhaupt von einer Sinngabe bei der Gattung Mensch sprechen könne. Wenn Feuerbach die Absolutheit, auf die der Mensch bei der Suche nach dem Sinn verwiesen ist, als eine unendlich angesehene Gattung verrechnet, so ist das eine Illusion. Dieses unendlich Absolute im Sinne Feuerbachs gibt es nicht. Das, was wir Menschheit nennen, sind nur unzählige Einzelmenschen; eine Einheit ergibt sich nur durch die gemeinsamen Sachbezüge, Interessen und Ziele, die diese einzelnen verbinden. Wo bleibt aber der Sieg der Freiheit im Sinne von immer stärkerer Emanzipation, wenn alle Menschen der abfolgenden Generationen dem Tod verfallen sind? Die Geschichte der Menschheit ist nur dann ein sinnvolles Unternehmen, wenn wir alle, die von gestern, heute und morgen in einem Absoluten, das uns alle trägt und rettet, miteinander eins sein können. Im übrigen läßt sich diese Einheit der Menschen am besten verwirklichen durch eine alle einschließende, globale Liebe als Verwirklichung einer positiven Interpersonalität des gegenseitigen Seins. Was Feuerbach kritisierte, war nicht das echte Christentum, sondern nur eine Zerrform davon.

Noch ein Wort der Kritik zum Argument Blochs über das Bleibende des erfüllenden Augenblicks. Dieses Bleibende ist nur dann gegeben, wenn es das Absolute gibt, das ihm Dauer verleiht.

Das Buch erfüllt ein echtes Anliegen: Die Auseinandersetzung zwischen dem Glauben und dem atheistischen Marxismus in der Frage des Weiterlebens des Menschen zeigt, daß der Glaube dabei durchaus nicht in der schwächeren Position ist. Die Verkünder der christlichen Botschaft sollten sich damit vertraut machen.

Linz

Silvester Birngruber

BIBELWISSENSCHAFT AT, NT

PAURITSCH KARL, *Die neue Gemeinde: Gott sammelt Ausgestoßene und Arme (Jesaja 56–66). Die Botschaft des Tritojesaia*

jesaia-Buches literar-, form-, gattungskritisch und redaktionsgeschichtlich untersucht. (Analecta biblica 47) (VII u. 289.) Biblical Institute Press, Rome 1971. Brosch. Lire 4500.

Diese Grazer Dissertation konsultiert man schon allein deswegen mit Gewinn, weil sie die Literatur über den sog. Tritojesaia erschöpfend und gründlich verwertet. Um das interessante Ergebnis gleich vorwegzunehmen: Die in Kap. 56–66 enthaltenen stark weisheitlich geprägten Prophetentexte bilden keine ursprüngliche Einheit; sie gehen auf mehrere Verfasser zurück, die hauptsächlich in den Jahren 521–510, also in der entscheidenden Zeit des Tempelneubaus, in Jerusalem zum Wort gekommen sind (253). Der Redaktor, dem Is 56–66 weitgehend seine jetzige Gestalt verdankt, formte aus dem ihm vorliegenden Material „ein frühnachexilisches, prophetisches Erhebungsbuch, adressiert an eine Gemeinschaft von Jahweanhängern in Babylon, die ihre Rettung und ihr Heil durch die Aufnahme in die Jerusalemer Kultgemeinde zu erlangen versuchten“ (250). Mittelpunkt, auf dem das kunstvoll angelegte und zum Vorlesen bestimmte Buch konisch zuläuft, ist das bekannte, von Jesus aufgegriffene Prophetenwort: „Der Geist des Herrn Jahwe ruht auf mir... Er hat mich gesandt, den Armen die Frohbotschaft zu bringen...“ (Is 61, 1 ff.).

Zu diesem seinem Resultat kommt P. im Corpus seiner Arbeit (31–218) mittels einer minutiösen Textanalyse: im Dreischritt Literarkritik, Formkritik (= Stilkritik) und Gattungskritik wird jeder einzelne Abschnitt auf seine ursprüngliche und jetzige Form und Funktion untersucht. Hierbei erweist sich jedoch des öfteren, daß sich die verschiedenen exegetischen Methoden nicht säuberlich trennen lassen; setzt doch die Literarkritik, in die überdies die Text-, Begriffs-, Traditions- und Redaktionskritik eingearbeitet wird, nicht selten die Ergebnisse der Stil- und Gattungskritik bereits voraus. So kommt es notgedrungen zu Wiederholungen und Überschneidungen, die dem Verständnis hinderlich sind. Schade, daß der Vf. nicht jedem Abschnitt eine auf seinen Untersuchungen basierende Übersetzung vorangestellt hat. Dadurch wären seine Ausführungen nicht nur für den Exegeten transparenter und für die Praxis fruchtbarer geworden — auch er selber wäre gezwungen gewesen, diese oder jene von ihm in der Analyse bezogene Position vielleicht noch etwas tiefer zu durchdringen und präziser zu formulieren.

Doch auch so wird dem Praktiker — Is 56–66 kommt in der neuen Perikopenordnung häufig zur Sprache — viel Wertvolles geboten (vgl. bes. die 226–241 herausgearbeiteten „theologischen Ansätze“). Für die relativ zahlreichen Druckversehen wird man durch